

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

der Sonntag der Friedenspreisverleihung ist alljährlich ein Höhepunkt der Frankfurter Buchmesse, doch in diesem Jahr schien der Festakt eine besondere Bedeutung zu haben, mit einem idealen Zusammentreffen des ausgezeichneten Schriftstellers und dem Ort – zudem einer aktuellen Weltlage, die dringlichst nach Frieden ruft.

Seit nunmehr 175 Jahren, seit 1848/49 die Delegierten der Nationalversammlung als erste gewählte Volksvertreter in der Frankfurter Paulskirche tagten, darunter aus Tübingen Ludwig Uhland und aus Reutlingen Friedrich Theodor Vischer, gilt sie als bedeutendes Symbol demokratischer Bewegung.

Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und dem Wiederaufbau steht die Paulskirche als »Haus aller Deutschen« freilich nüchtern und ohne historische Authentizität da, zieht jedoch einmal im Jahr den Blick der internationalen Öffentlichkeit – zumindest der an Literatur und Kultur Interessierten – auf sich, wenn der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an eine Persönlichkeit verliehen wird, »die in hervorragendem Maße vornehmlich durch ihre Tätigkeit auf den Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Kunst zur Verwirklichung des Friedensgedankens beigetragen hat«. Die insgesamt beeindruckende Liste der seit 1950 Ausgezeichneten von Albert Schweizer und Ernst Bloch bis David Grossmann, Liao Yiwu und Navid Kermani, von Nelly Sachs über Astrid Lindgren, Assia Djebar bis Susan Sontag und Swetlana Alexijewitsch kann einen doch ins Grübeln bringen ob der Nachhaltigkeit derartiger Ereignisse für die Gesellschaft.

Schon 1973 erhielt der Club of Rome den Friedenspreis für seinen Bericht *Die Grenzen des Wachstums*; in dem halben Jahrhundert seither ist die Brisanz der dort formulierten Szenarien noch immer nicht im Bewusstsein der meisten Menschen angekommen, im Gegenteil: Sie wird vielfach ignoriert oder geleugnet. Und ein Friedenspreis kann sogar Unfrieden stiften. Man erinnere sich an Martin Walser, dessen Dankesrede im Jahr 1998 als »geistige Brandstiftung« kritisiert und unter dem Schlagwort »Moralkeule Auschwitz« in die Geschichte einging. Man

möchte sich gar nicht ausmalen, wie heutzutage Emotionen und Aggressionen aufeinanderträfen, wo kaum ein Thema sachlich und überlegt diskutiert werden kann.

Im Oktober 2023 war Salman Rushdie jedenfalls der Preisträger der Stunde. Als Schriftsteller, der sich nicht von der 1989 durch Ayatollah Khomeiny ausgesprochenen

Fatwa (nach Erscheinen des Roman *Die Satanischen Verse*) zum Schweigen bringen ließ und im vergangenen Jahr eine Messerattacke knapp überlebt hat, verteidigt er nach wie vor die Freiheit des Wortes als höchstes Gut, für das er zeitlebens kämpfen wird – und zwar mit seinen Mitteln: der Sprache, dem Witz, der Fabulierlust.

Sein Vorname Salman bedeute »friedfertig«, sagte Rushdie, aber Frieden sei nicht leicht zu haben, angesichts des Kriegs in der Ukraine und des Konflikts im Nahen Osten sei selbst er pessimistisch. Umso mehr sei der Friede, der »zu unseren großen Werten zählt, leidenschaftlich zu verfolgen«.

Wenn auch zweifellos noch immer latent bedroht, genießt Salman Rushdie eine relative Freiheit, die

andere nicht haben: Die diesjährige Trägerin des Friedensnobelpreises, die iranische Menschenrechtsaktivistin Narges Safie Mohammadi steckt im Gefängnis genau wegen ihres Kampfes gegen die Unterdrückung der Frauen im Iran und für die Unterstützung der Menschenrechte und der Freiheit für alle.

Wenn wir uns in der *Schwäbischen Heimat* zum Beispiel mit der 1848er-Geschichte beschäftigen und das Schicksal eines Ernst Friedrich Hauff beklagen, sollten wir gelegentlich darüber nachdenken, für welche Werte es sich hierzulande einzusetzen lohnt und wie dies geschehen kann. Und wo sich heute wohl Hospitalgespenster verstecken ...

Eine gute Lektüre und eine hoffentlich friedlichere Winterzeit wünscht Ihnen  
Ihre Irene Ferchl

